Wenn man mich fragt, was ich aus Stanford und dem Silicon Valley mitgenommen habe, könnte ich von Forschung erzählen. Von künstlicher Intelligenz, Computerchips, Nvidia, Intel oder Samsung.

Aber ich glaube, das Wichtigste lässt sich in einem einzigen Wort zusammenfassen: **Möglichkeit.**

Vielleicht bedeutet mir dieses Wort auch deshalb so viel, weil meine Geschichte mit Kalifornien nicht erst in Stanford begann.

Ich bin in Mountain View geboren, nur wenige Kilometer vom Campus entfernt. Meine Eltern sind Deutsche, und noch bevor ich eigene Erinnerungen sammeln konnte, ging es zurück nach Deutschland.

Geblieben waren Geschichten und Bilder. Und irgendwann wurde Stanford zu einem dieser Ziele, die so weit entfernt erscheinen, dass man sie eher einen Traum nennt als einen Plan.

Bis aus Bildern Realität wurde.

Es fühlte sich an wie ein Zuhause, an das ich mich nicht erinnern konnte.

Mein eigentliches Zuhause dort wurde allerdings das Gates Computer Science Building. In jenen Fluren, in denen einst die Gründer von Google als Doktoranden unterwegs waren, arbeitete ich an Computerarchitekturen für künstliche Intelligenz.

Vereinfacht gesagt versuchte ich, Millionen von Rechenoperationen möglichst effizient auf viele Chips zu verteilen. Ich war also eine Art **Dirigent eines ziemlich komplizierten Chip-Orchesters.**

Meine Ergebnisse diskutierte ich dann mit Forschern und Unternehmen, deren Namen ich zuvor nur aus Publikationen oder Nachrichten kannte.

Natürlich könnte ich Ihnen jetzt die üblichen Geschichten über das Silicon Valley erzählen. Über Kapital. Über Start-ups. Über „unbegrenzte Möglichkeiten".
Davon gibt es inzwischen genügend Dokumentationen.
Was mich stärker beeindruckt hat, waren die Menschen – und die Selbstverständlichkeit, mit der dort Ambition gelebt wird.
Eine Idee darf erst einmal groß sein.

Im Labor diskutiert man mit Forschern aus aller Welt darüber, wie aus einer wissenschaftlichen Idee die Technologie von morgen entstehen kann.
Apple hält eine Vorlesung.
Investoren treffen Studenten auf dem Campus.
Und bei Trader Joe's steht Mark Zuckerberg plötzlich neben einem.

Dabei erlebt man eine bemerkenswerte Offenheit.
Jeder ist erst einmal dein Freund.
Der Professor genauso wie der Student – oder eben der Kassierer, der meine Pizza-Auswahl überschwänglich lobt.

Diese Energie gibt es auf und neben dem Platz.
Ich trat dem Stanford Running Team bei. Beim Training liefen neben mir Athleten, die an der Olympiaqualifikation arbeiteten.

Ich versuchte mitzuhalten.
Einige Wochen später durfte ich tatsächlich selbst für Stanford bei den National Finals in Pennsylvania antreten.

Ob im Labor oder auf der Laufbahn: Man ist umgeben von Menschen, die die eigene Vorstellung davon verschieben, was möglich ist.

Dazu kam ein Universitätsstolz, wie ich ihn zuvor nie erlebt hatte. Professoren, Doktoranden, Studenten – darunter erstaunlich viele Deutsche – wurden zu Freunden, Stanford tatsächlich zu einem Stück Heimat.

Irgendwann stellte sich also die Frage:
Warum zurück nach Deutschland?

Ich hatte Möglichkeiten zu bleiben. In Stanford. An der University of Pennsylvania. In Forschung und Industrie.

"Home is where the heart is," heißt es.
Vielleicht gilt manchmal aber auch: *the heart is where home is.*

Vielleicht muss ich mich gar nicht entscheiden.
In meiner Brust schlagen zwei Herzen. Heute trage ich mit Stolz auch zwei Pässe – einen roten und einen blauen.

Ich bin mit einer noch stärkeren Verbundenheit zu den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Und mit einem neuen Selbstbewusstsein für Deutschland.

Denn während es en vogue ist, darüber zu sprechen, was hier alles nicht funktioniert, interessiert mich mehr, **was funktionieren kann.**

Heute bin ich wieder an der TUM und versuche, dort einiges von dem weiterzutragen, was ich erlebt habe. Gleichzeitig arbeite ich weiter mit Kollegen in Palo Alto und Philadelphia zusammen.

Dazu ein letzter Gedanke aus meiner Forschung.
In der Optimierung kann man sich mit einem **lokalen Optimum** zufriedengeben – einer Lösung, die besser ist als jede in ihrer unmittelbaren Umgebung.
Oder man schaut weiter.
Und sucht nach dem **globalen Optimum.**

Genau dafür braucht es Austausch. Nicht um einander zu kopieren, sondern voneinander zu lernen.
Vielleicht gilt das auch für uns.

Dafür muss man manchmal über die eigene unmittelbare Umgebung hinaussehen. Genau solche Verbindungen ermöglicht der Deutsch-Amerikanische Herrenclub. Dass ich eine davon erleben durfte, verdanke ich seiner großzügigen Förderung.

Aus meiner Reise nach Kalifornien ist **so viel mehr geworden als nur eine Masterarbeit.**

Ich bin aufgebrochen, um einen persönlichen Traum zu erfüllen.
Zurückgekommen bin ich mit zwei Heimaten, vielen Freundschaften – und vielleicht auch mit einer kleinen Mission:
nicht nur zu bewundern, was anderswo möglich ist, sondern hier mit daran zu arbeiten, was gemeinsam möglich wird.